Die Wunder der Chronika der drei Schwestern




No. Cab. 28.22.1
PUBLIC LIBRARY
OF THE CITY OF BOSTON
Bought with the income of
the Scholfield bequests.















J·K·A·MVSAEVS

Die Buecher der Chronika der drei Schwestern

Illustrirt von H. Lefler und J. Urban

BERLIN: 1900
Verlag von J. A. Stargardt
Gedruckt in der Reichsdruckerei.

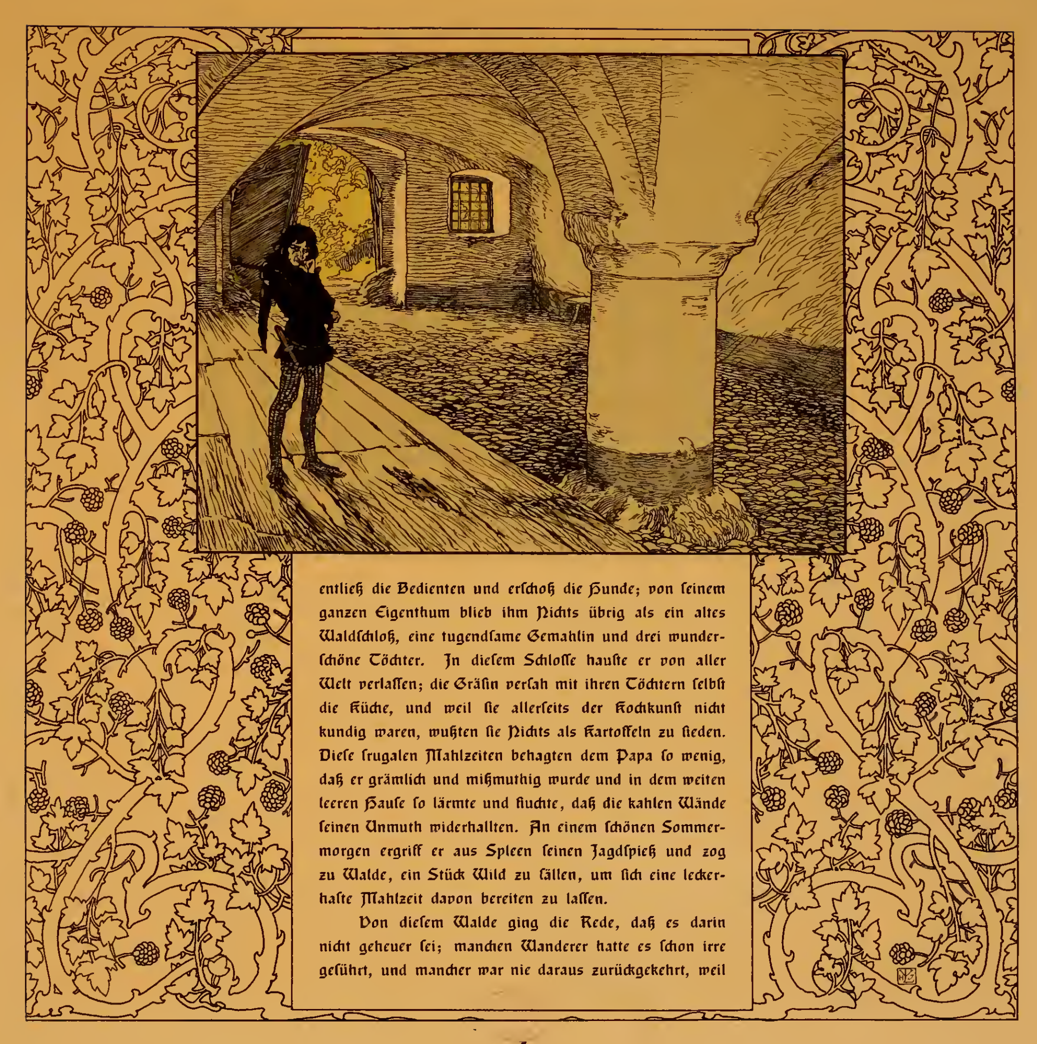


ERSTES BVCH





Ein reicher, reicher Graf vergeudete sein Gut und Habe. Er lebte königlich und hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr,



entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm Nichts übrig als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie Nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so wenig, daß er grämlich und mißmuthig wurde und in dem weiten leeren Hause so lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieß und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil





ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte Nichts und fürchtete Nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal und kroch durch Busch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, nahm einige gesottene Kartoffeln und ein wenig Salz aus der Jagdtasche, um hier sein Mittagsmahl zu halten. Von ungefähr hob er seine Augen auf; siehe da! — ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erbebte über diesen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah' heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: „Räuber, plünderst Du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen!" — „Ach," bat der Graf, „ach, freßt mich nicht, Herr Bär; mich lüstet nicht nach Eurem Honig, ich bin ein biederer Rittersmann. Seid Ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast." — Hierauf tischte er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhute auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: „Unglücklicher, um diesen Preis lösest Du Dein Leben nicht; verheiß' mir Deine große Tochter Wulfild Augenblicks zur Frau; wo nicht, so freß' ich Dich!" — In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter verheißen und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. — „Sie soll die Eure sein, Herr Bär," sprach der Graf, der anfing, sich wieder zu erholen; „doch", setzte er trüglich hinzu, „unter dem Beding, daß Ihr nach Landesbrauch die Braut löset und selber kommt, sie heimzuführen." — „Topp," murmelte der Bär, „schlag' ein," und reichte ihm die rauhe Tatze hin; „in sieben Tagen lös' ich sie mit einem



Centner Gold und führ' mein Liebchen heim." — „Topp," sprach der Graf, „ein Wort ein Mann!" — Drauf schieden sie in Frieden aus einander, der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Zu wissen ist, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär sei. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen und sich in seiner festen Burg so zu verpallisadiren, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Termin die Braut abholen würde. Wenngleich einem Zauberbär, dachte er bei sich, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er doch gleichwohl ein Bär und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durch's Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Nachtgespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen. Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte; die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschaute die Mauern und Gräben um's Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert; darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte und schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran; da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzuge. Peitschen knallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatscarosse, mit Reitern umringt, rollte über's Blachfeld daher an's Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Carosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück; um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein









Mann aufrecht stehen konnte, um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen blendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder trug, wäre ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab. Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen und Ritter und Reisige im Hofe erblickte und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz, und er erhob groß Klagegeschrei: „Ade, mein Töchterlein! Fahre hin, Du Bärenbraut!“ Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte, öffnete die Klause, fand aber ihre Tochter nimmer, auch Nichts von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tag verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen; wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohl verwahrt und schwer zu heben. Er ahnte leicht, was drinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf und fand einen Centner Goldes, eitel Dublonen, eines Schlags. Erfreut über diesen Fund, vergaß er sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräuleins, nahm Diener in Sold und hob von Neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus und ließen ihm

Nichts als einen alten Falken. Die Gräfin bestellte wieder mit ihren Töchtern die Küche, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen; der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher des überlegenen Feindes nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn, wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: „Verwegener, warum beunruhigst



Du mein Lustrevier mit Deinem Federspiel? Den Frevel sollst Du mit Deinem Leben büßen.“ — Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was habe ich Euch gethan? Mein Falke hat seine Schuld ja abgebüßt; den lass' ich Euch, stillt Euren Appetit“. — „Nein,“ fuhr der Adler fort, „mich lüstet eben heut' nach Menschenfleisch, und Du scheinst mir ein fetter Fraß.“ — „Pardon, Herr Adler,“ schrie der Graf in Todesangst, „heischt, was Ihr wollt von mir, ich geb' es Euch, nur schont meines Lebens.“ — „Wohl gut,“ versetzte der mörderische Vogel, „ich halte Dich beim Wort; Du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verheiß' mir Deine Adelheid zur Frau, so lass' ich Dich mit Frieden ziehen und löse sie von Dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ' ich mein Liebchen heim.“ — Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem Alles feil. Da der Vater sah, daß der Handel mit den Töchtern so gut von Statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause und verhehlte sorgfältig

sein Abenteuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen.

Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Webestuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnte; obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahte, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorglos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte und nun ein Wenig umherschaute, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht; darum verbarg sie sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und lugte hervor, die prächtige Cavalcade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offnem Helm, sprengte an den Busch und sprach mit sanfter Stimme:

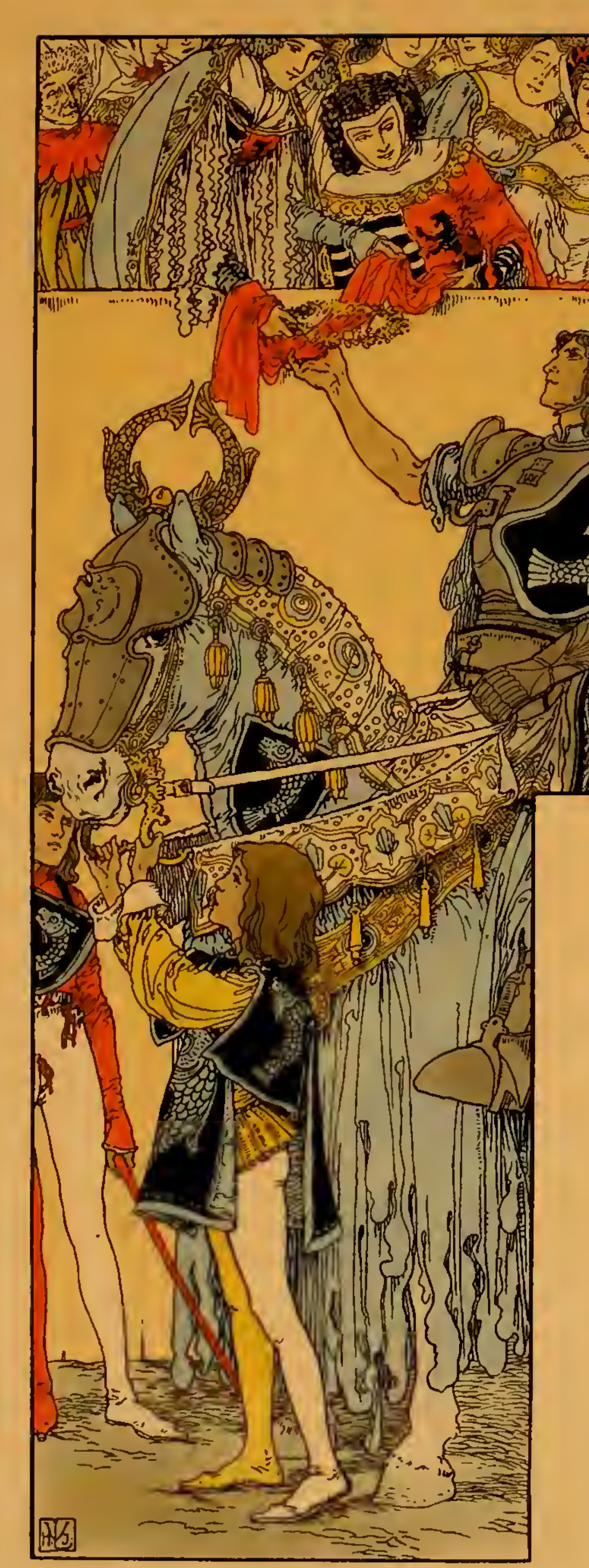


Ich sehe Dich, ich suche Dich
Fein Liebchen, ach verbirg dich nicht,
Rasch schwing dich hinter mich auf's Roß
Du stolze Adlerbraut!



Adelheid wußte nicht, wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß; aber der Beisatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren; sie sank in's Gras, ihre Sinne umnebelten sich, und beim Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück, und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ahnte nichts Gutes; sie wollte sehen, wo ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sei; das Herz schlug laut in seiner Brust. Er schlich sich auch nach dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach Adelheid suchten und ängstlich sie beim Namen riefen; er ließ seine Stimme gleichfalls weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn vor dem Rosenbusche vorüber; da sah er Etwas blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Centner schwer. Nun konnte er nicht länger anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. — „Schandbarer Seelenverkäufer," rief sie aus, „o Vater! o Mörder! Opferst Du um schändlichen Gewinnes willen also Dein Fleisch und Blut dem Moloch auf?" — Der Graf, sonst wenig beredsam, machte jetzt seine Apologie auf's Beste und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens. Aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das souveraine Mittel, allem Wortstreit ein Ende zu machen: er schwieg und ließ seine Dame reden, so lange sie wollte, brachte indessen die goldenen Eier in Sicherheit und wälzte sie gemachsam vor sich her, legte darauf Wohlstands halber drei Tage lang Familientrauer an und dachte nur darauf, seine vorige Lebensart zu beginnen.



Jn kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zogen von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin; aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kürte und wählte so lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, auf die Größe der Haselnüsse reducirt waren. Die gräflichen Finanzen geriethen wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allgemach, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Eremitage an, und die gräfliche Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer und fand keines, weil er den Zauberwald scheute.



Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er gleich sich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freute er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe; er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen, als er tragen konnte, und ruderte, vergnügt über diese Beute, dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säße er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, wiewohl vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien auf einer Klippe zu hangen und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe; obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einem großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen wurde er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Urplötzlich tauchte der Fisch unter, und der Nachen war wieder flott; aber einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: „Kühner Fischer, was beginnst Du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen!“ — Der Graf hatte nun bereits so viel Routine in den Abenteuern erlangt, daß er wußte, wie er sich bei dergleichen Gelegenheiten zu benehmen hatte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: „Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gericht Fische aus Eurem Weiher; sprächt Ihr bei mir ein, so stünd Euch Küche und Keller gleichfalls offen.“ — „So traute Freunde sind wir nicht,“ versetzte das Ungeheuer, „kennst Du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge Dich!“ — Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er das Schiff mit Mann und Maus verschlingen. — „Ach schont, schont mein Leben,“ schrie der Graf, „Ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrod für Euren Walfischbauch!“ — Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken. „Wohlan,“ sprach er, „ich weiß, Du hast eine schöne Tochter; verheiß' mir die zum Weibe und nimm Dein Leben zum Gewinn.“ — Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht. — „Sie steht zu Befehl,“ sprach er, „Ihr seid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset Ihr die Braut nach Landesbrauch?“ — „Ich habe,“ erwiderte der Fisch, „weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieser See liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln; Du darfst nur fordern.“ — „Nun,“ sagte der Graf, „drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut.“ — „Sie sind Dein,“ beschloß der Fisch, „und mein die Braut; in sieben Monden führ' ich mein Liebchen heim.“ — Hierauf stürmte er lustig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen heim, ließ sie sieden und sich diese Karthäusermahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohl schmecken, und die Letztere ahnte nicht, daß ihr dies Mahl theuer würde zu stehen kommen. Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein

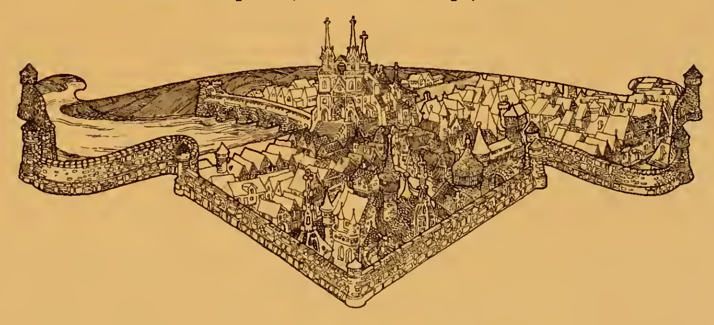
Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebenten Mal sich zu runden begann, dachte er an die bevorstehende Katastrophe, und um kein Augenzeuge davon zu sein, drückte er sich ab und unternahm eine kleine Reise in's Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattliches Geschwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie Nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und credenzte dem Ritter eine krystallene Schale; er empfing solche aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste Etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde; sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von Außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Sie überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte; denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführet hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nur nach den Erbssäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Sie sah wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine gute Meinung und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm. Nun gingen die Eltern zwar



aller schönen Töchter verlustig; aber sie besaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend war ein Gewühl von Kaufleuten und Juden im Schlosse, um die köstlichen Zahlperlen zu handeln. Der Graf löste seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder an und lebte nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth; denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit; nur die Gräfin



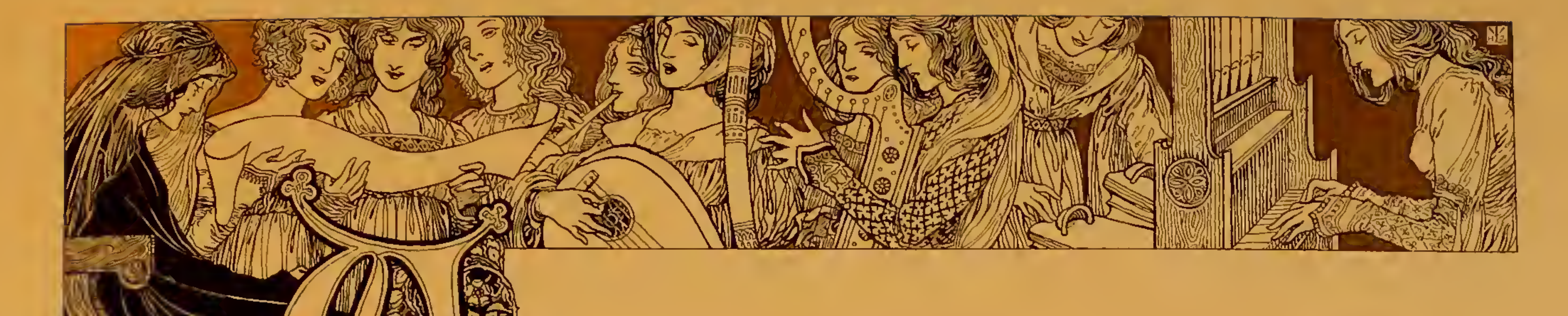
konnte sich über den Verlust ihrer Fräuleins nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeit lang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und wenn ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnte sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche so manchem Männergeheimniß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sei. — „Ach," seufzte die Gräfin, „ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter?" — „Liebes Weib," antwortete der Graf, „beruhigt Euch, es ist nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhinge, sollte es Euch an Kindersegen nicht gebrechen." — Die Gräfin nahm diese Worte zu Herzen und meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altere und die Unfruchtbare im Hause sei; denn er war noch ein feiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hain wäre ihr wohl ein willkommner Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.





ZWEITES BVCH





Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an den Leiden ihrer guten Frau, jammerten und weinten mit ihr, und suchten sie zu Zeiten auch durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war der Freuden nicht mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinns weggebannt werden möchte; gleichwohl war Nichts zu erdenken, den Kummer der Gräfin zu mindern. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. — „Edle Frau," sagte sie, „wenn Ihr mich hören wolltet, so wüßte ich Euch wohl ein Mittel zu sagen, die Wunden Eures Herzens zu heilen." — Die Gräfin sprach: „Rede!" — „Unfern von Eurer Residenz," fuhr die Jungfrau fort, „wohnt ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen; wie wär's, wenn Ihr von dem heiligen Manne Trost und Hülfe begehrtet? Wenigstens würde sein Gebet Euch die Ruhe Eures Herzens wiedergeben." — Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag; sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze voll Zahlperlen und bat um seinen Segen, welcher so kräftig war, daß, ehe ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war und eines jungen Sohnes genas.



Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling; die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als wenn die Morgenröthe der philanthropistischen Methode damals schon wäre angebrochen gewesen. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lachenden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heran wuchs, frug er oft wehmüthig: „Gute Mutter, was weinest Du?" — Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers; denn außer dem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeschwunden waren. Manche speculativen Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, was damals nichts Ungewöhnliches war; Andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; noch Andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der



zärtlichen Mutter dennoch das Geheimniß ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern nach allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunsch als den, wehrhaft zu sein, um auf das Abenteuer auszugehen, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freute sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Wulfhild.



Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße und trabte mit romantischem Muthe auf das Waldschloß zu, begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohl hielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch Alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schallten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Wagehals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen und machte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, klimmte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher Etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch und sah eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bären auf dem Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie schäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen possirlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu amüsiren schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bären in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: „O Jüngling, welcher Unglücksstern führt Dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt alle Menschkinder, die seiner Wohnung nahen; flieh' und errette Dich!" — Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: „Fürchtet Nichts, holde Gebieterin; ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der Euch hier gefangen hält." — „Thor!" sprach sie, „wer bist Du, daß Du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst Du das?" — Er: „Mit diesem Arm und durch dieses Schwert! Ich bin Reinald das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist Du nicht Wulfild, seine Erstgeborne?" — Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und legitimirte sich durch so viel Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umhalste ihn zärtlich; aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bett, mit rothem Damast behangen und mit goldenen Treffen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt; besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten, noch zu niesen. Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und schnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen; denn sie sah bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken hinab und kraute ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. „Ich wittere Menschenfleisch,“ murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. — „Herzensbär,“ sagte die Dame, „Du irrst Dich, — wie käm' ein Mensch in diese traurige Einöde?“ — „Ich wittre Menschenfleisch,“ wiederholte er und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe. Ungeachtet seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirn; indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen. — „Freund Bär,“ sprach sie, „bald treibst Du mir's zu bunt; fort hier von meiner Lagerstatt, sonst fürchte meinen Zorn!“ — Der Schnauzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung; er hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war, so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame; wie er Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich niederthat, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Hierauf erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, guten Muths zu sein, nun sei die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.







Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten; die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Tabourets seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung; auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen prächtigen Palast versetzt worden sei, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, frug nach seinen Befehlen und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl Albrecht der Bär seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß an die Stirn trat, so ließ er sich doch rasch ankleiden, trat in's Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Haiducken antraf, und mit diesem Gefolge gelangte er durch eine



Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albrecht der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehn und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild präsentirte ihren Bruder an ihn, und Albert umhalste seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf Tage verzaubert. Das heißt, er genoß die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen, unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Cascaden in stehende, trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächse und Marder; Hofdamen und Zofen ver-

wandelten sich in Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten. An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albrecht seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daß sie an einen zottigen Bären vermählt werden sollte, ließ ihren Trübsinn schwinden, als sie sah, daß sie sich in den Armen eines jungen, wohlgemachten Ritters befand, der so minniglich sie umfaßte und sie in einen herrlichen Palast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Myrtenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entledigt und mit königlichem Brautschmuck angethan. Ob sie gleich nicht eitel war, so konnte sie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgestalt nicht verhehlen, da ihr die krystallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tausend Schmeicheleien sagten. Ein splendides Gastmahl folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Ball beschloß die Feierlichkeit des festlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage nach der Sitte der keuschen Vorwelt sich zum ersten Mal in ihrem jungfräullchen Herzen regten, und das widernde Bärenideal war ganz aus ihrer Phantasie verdrängt. In der Mitternachtsstunde wurde sie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond, von Freude belebt, ihre goldenen Flügel zu regen schienen, da das liebende Paar hineintrat. — Der süßeste Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte; wie groß war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht an ihrer Seite fand und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sah, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel und nur eben so viel Hellung gab, daß sie einen furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück und starb vor Entsetzen hin. Nach einer langen Pause kam sie erst wieder zu sich und sammelte so viele Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnte es nicht aushalten, diese Jammerscene mit anzusehen; er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager und zottete brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage, kurz vor der Verwandlung,

zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde auch selbst in ihren Umarmungen in der Stunde der Verwandlung zum Bären geworden sein. In der Beklommenheit ihres Herzens schmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungestüm und erregte einen wilden Heißhunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte mit der hohlen Hand ein Wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trocknen Lippen, pflückte einige Hanbutten und Brombeeren und verschlang in wilder Betäubung eine Hand voll Eicheln, die sie gierig auflas und noch eine Schürze voll aus mechanischem Instinct mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert, sie wünschte Nichts sehnlicher als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches sie als Braut eingetreten war; sie fand da Alles noch in der nämlichen Ordnung, wie sie es verlassen hatte, und den schönsten zärtlichsten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendsten Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte, in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hätte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat; er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daß jeder siebente Tag solchen unwirksam mache und Alles in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sei, und daß nur die glücklichsten der Ehen sich dieser Prärogative rühmen könnten; sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe und machte ihren Albert zum glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, nahm sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar Säckchen mit; diese belastete sie mit Kuchen, süßen Orangen und anderm köstlichen Obst. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der in's Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihre Bettlade, und so waren Küche und Keller immer für die Zeit der Metamorphose zureichend



bestellt. Einundzwanzig Jahre hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des ersten mächtigen Instincts. Die Mutter Natur behauptet aller anscheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit großer Sorgfalt und Strenge darüber und wehret allem Fortschritt und die allmählichen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die heterogenen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen sind. Die schöne Wulfild hatte nach der Abrechnung der guten Mutter Natur in den einundzwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt und befand sich noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles Das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einer Promenade im Park, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und kletterndes Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgala und wechselseitigen Freundschaftsbezeigungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein; nachher war Appartement und Spiel, ein Theil der Höflinge lustwandelte mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeist wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde; Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Taschen und rieth ihrem Bruder, auch die seinen nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert unruhig zu werden und flüsterte seiner Gemahlin Etwas in's Ohr; sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und sprach wehmüthig also: „Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden; die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Palastes hinschwinden; Albert ist um Dich bekümmert, er fürchtet für Dein Leben; er würde dem thierischen Instinct nicht widerstehen können, Dich zu zerreißen, wenn Du die bevorstehende Katastrophe hier abwarten wolltest; verlass' diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück." — „Ach," erwiderte Reinald, „es begegne mir, was das Verhängniß über mich beschlossen hat; scheiden kann ich mich nicht von Euch, Ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich Dich gefunden habe, verlasse ich diesen Wald nicht ohne Dich. Sag', wie ich den mächtigen Zauber lösen kann." — „Ach," sprach sie, „den vermag kein Sterblicher zu lösen!" — Hier mischte sich Albert in's Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben und zum Abschiede sich bequemen mußte.

Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalst hatte und nun scheiden wollte, zog Albert seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein Wahrzeichen, sich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. — „Doch," setzte er ernsthaft hinzu, „verachtet nicht diese Kleinigkeit: sollte Euch irgend einmal Hülfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg." — Im Schloßhofe stand ein prächtiger Phaeton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein. — „Ade, mein Bruder!" rief Albert der Bär am Schlage. — „Ade, mein Bruder!" antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

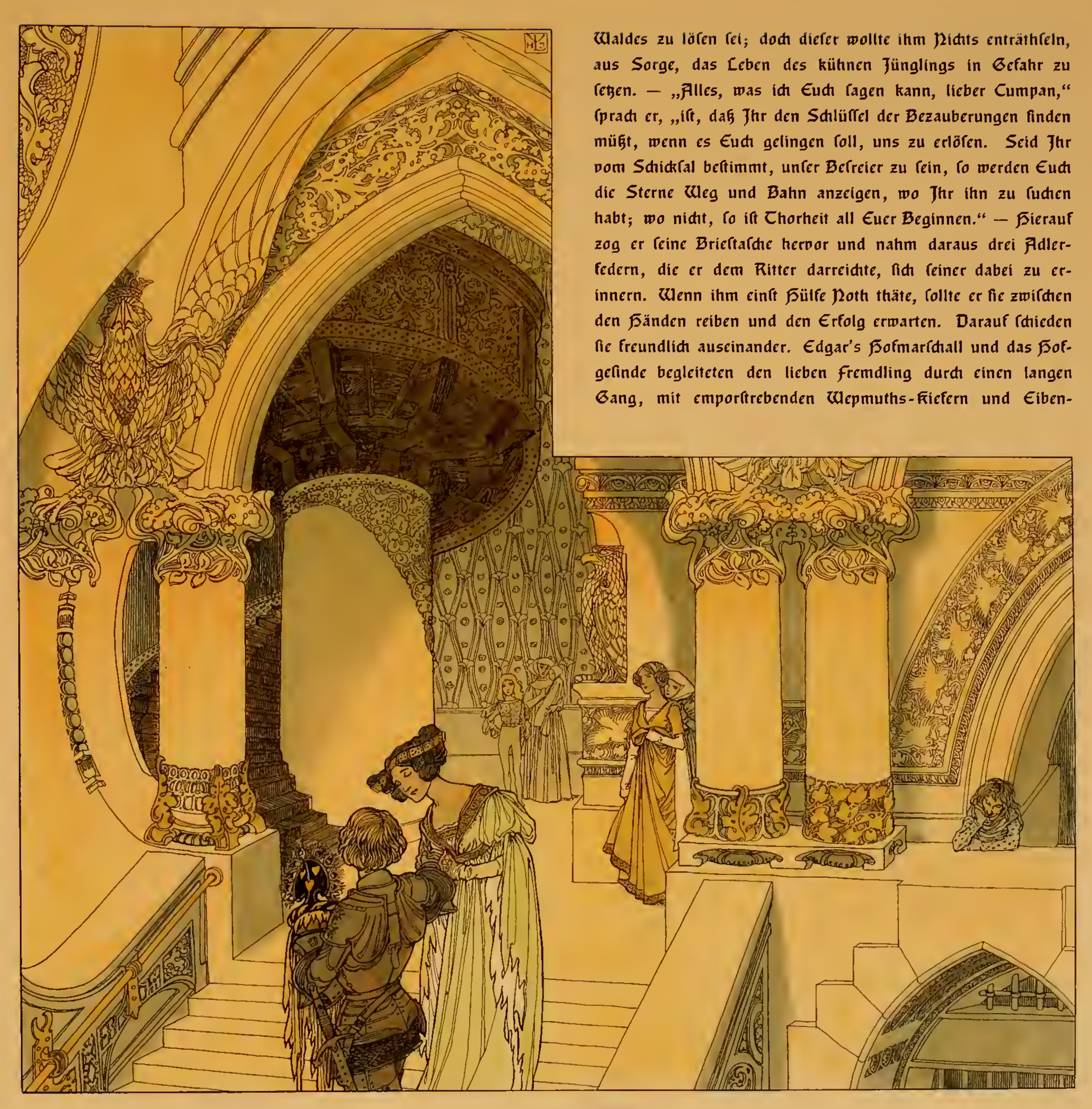
Adelheid.

Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Steppen und Felder, sonder Ruh' noch Rast, im vollen Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloschen alle Windlichter, Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt und wußte nicht, wie ihm geschah; Roß und Wagen waren verschwunden; aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sah er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen hingaloppiren, die eine Nußschale fortzogen. Der mannliche Ritter wußte sich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwa unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne und weil er sich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beschloß er seine beiden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen und, wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen. Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibsel eines Milchbrodes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft Etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet; er schaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft auf ein Nest herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor in's Freie und rief mit lauter Stimme: „Adelheid, geliebte Schwester, wenn Du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich sucht und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die Dich fesseln." — Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: „Bist Du Reinald das Wunderkind, so sei willkommen Deiner Schwester Adelheid; säume nicht, zu ihr heraufzuklimmen, die Trostlose zu umarmen." — Entzückt über diese frohe Botschaft, wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinauf zu klettern, aber vergebens. Drei Mal lief er rund um den Stamm; aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab,

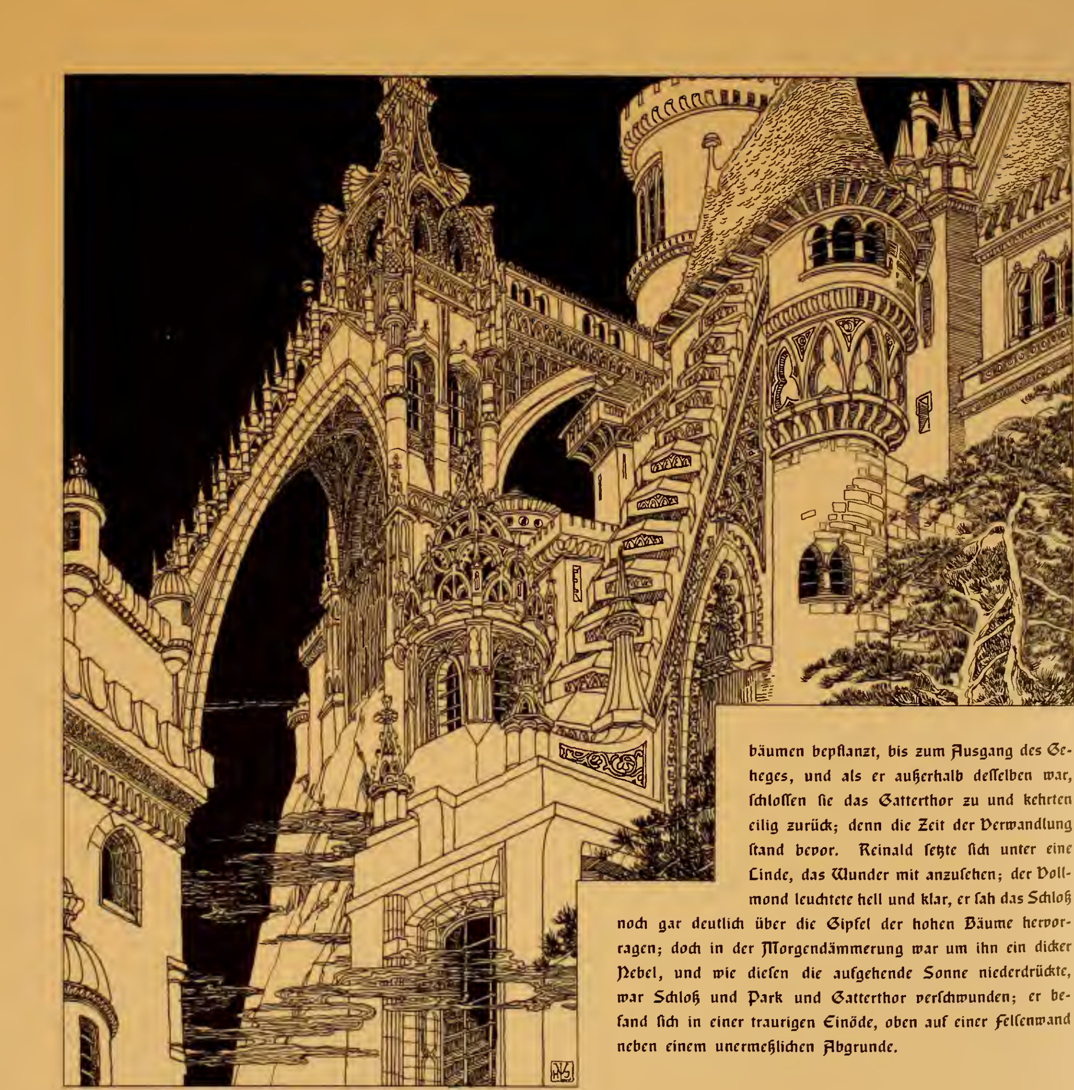


durch deren Beihilfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneste gelangte; es war so geräumig und so fest gebaut, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit rosenfarbenem Atlas ausgeschlagen, auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftigt war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich; Adelheid hatte genaue Kunde von des Vaters Hause und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht, alle sieben Wochen war eine von der Bezauberung frei; in dieser Zwischenzeit hatte er seiner Gemahlin zu Liebe unerkannterweise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht und sagte ihr von Zeit zu Zeit an, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; obgleich der Termin erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einem hohlen Baum und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heißt, solchen Eßwaaren, die sich conserviren, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: „So lieb Dir das Leben ist, hüte Dich vor Edgar's Adlerblick; sieht er Dich in seinem Gehege, so ist's um Dich geschehen; er hackt Dir die Augen aus und frißt Dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien Deiner Knappen that, die Dich hier im Walde suchten." — Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen zurück, versprach seiner wohl zu wahren und harrete in dem Pathmos des hohlen Baumes sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, wenn der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädigt.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als beim Schwager Bär; sein Schloß, sein Hofstaat, Alles war hier so wie dort, jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen; doch warnte er ihn, sein Gehege wieder zu betreten. — „Soll ich mich," sprach Reinald wehmüthig, „ewig von Euch scheiden, Ihr Geliebten? Ist's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der Euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, Euch zu erlösen." — Edgar drückte ihm herzlich die Hand: „Dank, edler junger Mann, für Eure Lieb' und Freundschaft; aber laßt das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber Ihr sollt's, Ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem kostet es das Leben, wenn's mißlingt, und Ihr sollt nicht das Opfer für uns werden." — Durch diese Rede wurde Reinald's Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen; er drang in den Schwäher Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des



Waldes zu löſen ſei; doch dieſer wollte ihm Nichts enträthſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. — „Alles, was ich Euch ſagen kann, lieber Cumpan,“ ſprach er, „iſt, daß Ihr den Schlüſſel der Bezauberungen finden müßt, wenn es Euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seid Ihr vom Schickſal beſtimmt, unſer Befreier zu ſein, ſo werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt Thorheit all Euer Beginnen.“ — Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hülfe Noth thäte, ſollte er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgar's Hofmarſchall und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weymuths-Kiefern und Eiben-



bäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desselben war, schlossen sie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück; denn die Zeit der Verwandlung stand bevor. Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar, er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verschwunden; er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrunde.



Der junge Abenteurer blickte rings umher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da wurde er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald; sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher wurde er; der See verlor sich aus seinen Augen und auch die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Doch gegen Sonnenuntergang sah er die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; dennoch erreichte er das Ufer nicht eher als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärkt und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin, voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: „Bertha, geliebte Schwester, hausest Du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich aufsucht, Deinen Zauber zu lösen und Dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen.“ Doch ihm antwortete Nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. — „O Ihr lieben Fische,“ fuhr er fort, als ganze Scharen rothgesprenkelter Fohren an's Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, „Ihr lieben Fische, sagt's Eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen.“ — Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt Nichts ausgerichtet war; deshalb versuchte er auf eine andere Manier sein Unterfangen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnte er,



wie eine Wassermaus; darum resolvirte er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen Nichts als das blanke Schwert in die Hand und sprang im Waffenkleide von feuerfarbenem Satin, weil er keines Nachens ansichtig wurde, wie weiland sein Vater, beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Darauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lange es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, das Phänomen näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien; denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampf-

wolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könnte; er wagte es also, darinnen hinab zu schlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn auch nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizenden Morgenneglig*é*e ihre Chocolade bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im Schlot vernahm und urplötzlich zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von dieser unerwarteten Visite so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Chocoladentopf umstieß und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein Wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: „Unglücklicher, wer Du auch seist, wie darfst Du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weißt Du nicht, daß diese Vermessenheit Dir den unvermeidlichen Tod bringt?“ — „Fürchte Nichts, meine Liebe,“ sprach der wackre Ritter, „ich bin Dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, scheue nicht Gefahr noch Tod, meine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Banden des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt.“ — Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im strengen Incognito besucht und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sei, seine Schwestern aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings



hatte er oft beklagt. — „Wenn ihn,“ sprach er, „Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Hai verschlingen; ich fürchte, in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinterzuschlürfen; und wenn Du ihn mit Deinen zarten Armen umfaßtest, Du Liebe, ihn zu schützen, so würde ich Deine krystallene Wohnung zertrümmern, daß Dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würde ich in meinen Wallfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt Du, ist unsre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.“ — Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: „Kannst Du mich nicht den Augen des Meerwunders verbergen, wie Deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet?“ — „Ach,“ versetzte sie, „wie könnte ich Dich verbergen? Siehst Du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind wie der Eishimmel?“ — „Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause sein,“ gegenredete Reinald; „oder bist Du die einzige deutsche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuschen vermag?“ — Die schöne Bertha war in dieser Kunst ganz unerfahren; sie sann und sann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie ihren Bruder bergen könnte. Er acceptirte den Vorschlag ohne Einwendung, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's Beste. Die Dame eilte darauf an ihre Toilette, setzte sich so reizend auf als möglich, legte eines der schönsten Kleider an, das ihren schlanken Wuchs begünstigte, ging

in's Audienzgemach, harrend auf den Besuch ihres Gemahls, des Delphins, und stand da so minniglich wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Also der Delphin konnte des Umganges seiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprechzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fing schon von Weitem an zu rauschen, die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Palast. Das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor und gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen sein ließ, ein unbefangenes Air zu affectiren, so wenig war das in ihrer Gewalt; alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glühten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daß er aus diesen Signalementen Unrath merkte, scheußliche





DRITTES BVCH





So sprach Reinald ganz in sich gekehrt und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, so daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er, wie vom Sankt Gotthards-Berge, in



unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal, mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cypressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als sähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei giganteske Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen schien. Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwäher Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte; alsbald beschloß er, solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne gemachsam hinab in's Thal. Er nahte dem Stier auf einen Bogenschuß, ehe ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüste er sich zum Kampfe gegen den Ritter, wie ein andalusischer, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken emporhoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücke sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der tapfre Skanderbeg. O Jammer! Der Hals des Stiers war für Stahl und Eisen unverwundbar; das Schwert zerbrach in Stücke, und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte Nichts zu seiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stößige Ochse erfaßte den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern und schleuderte ihn, wie einen leichten Federball, hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen



oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte; denn der wüthige Ochse stieß mit seiner ehernen Stirn so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäher. Der Zufall führte ihm das Papier mit den Bärenhaaren zuerst in die Hand; er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabt, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerriß ihn in Stücke. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnte, daß dieser Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete und den Gewinn desselben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder in's Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen. Da hob sich ein Walfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es an's Land spie. Des war der Ritter froh in seinem Herzen, schlug das goldene Ei mit einem Stein von einander, und da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilte er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegeschloß nicht gemacht zu sein; inzwischen wollte er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muthes stieg er in die düstere



Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene unterirdische Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallrathlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem ietzten in eine Kammer, wo er einer jungen Dame ansichtig wurde, die auf einem Ruhebette in unerwecklichem magischem Schlummer lag. Bei diesem herzanfassenden Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe; still und staunend stand er da und verwand kein Auge von ihr, ein Beweis seiner großen Unerfahrenheit! Unser erleuchtetes Jahrhundert weiß dergleichen glückliche Situationen ganz anders zu nutzen. Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholt hatte, blickte er ein Wenig im Zimmer

umher und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben sei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Manneskraft dagegen. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel und sank in ihren betäubten Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte Alles so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, Nichts als zwei rüstige Arme; mit diesen erfaßte er die magische Tafel und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücke zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich gar tugendlich und ehrbar auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhob, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleier und sprach gar zornmüthig: „Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst Du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung: lass' mir meinen Todtenschlaf, worein mich Deine Zauberei versetzt hat.“ — Reinald begriff den Irrthum der Dame; darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden und gegenredete also: „Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt; seht hier den Zauber zerstört, der Eure Sinne umnebelt hatte.“ — Das Fräulein lugte ein Wenig unter dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich baß über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte und sprach: „Ist's so, wie Ihr saget, edler Ritter, so vollendet Euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn's draußen tagt, oder die güldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.“

Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war's ägyptische Finsterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, ehe der Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloschen, und die krystallenen Kronleuchter gossen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe sie sich aus diesen labyrinthischen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balsamische Kraft der allbelebenden Natur und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die



blühenden Auen entgegen wehte. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter in's Gras, und er entbrannte gegen sie in heißer Liebe; denn sie war schön wie das Meisterstück der Schöpfung, das erste Weib, aus Adam's Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr; das war die Begierde, zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sei, und wie sie in diesen Wald wäre verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein that ihren Rosenmund auf und sprach:

„Ich bin Hildegard, die Tochter Radbod's, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide war, auch in dem Ruf stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen, worüber der Heide so sehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, allesammt stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge seiner magischen Künste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd; ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich frug nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich, diese Frage nicht eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht





wohl ausschlagen; überdies war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei waren an der purpurfarbenen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidener Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieser Cavaleade mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemachsam, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzte es über Gräben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren: aber das Pferd sträubte sich, mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versuchte es zu begütigen: aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängerte sich, am Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang und in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er sich vor der stählernen Pforte eines antiken Schlosses niederließ.

„Mein erster Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir am Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth, ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich auf's Beste zu bedienen, aber



Niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände; ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock, der Zauberer, auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte ſeiner Wuth und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Palaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

„Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag; ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er ſtürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf mein Ruhebett, und meine Sinne ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme. — Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus Deinem ſiebenjährigen Schlummer und ſage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen Deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln. — Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer weder einer Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit dem Schleier mein Angeſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren; er bat, er flehte, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete ſeine Geduld; er ſprang raſch auf und ſprach: Wohlan, es ſei drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder! — Drauf hob er die alabaſterne Tafel auf's Poſtament, ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grauſame meine Ruhe von Neuem unterbrach. — Unempfindliche, redete er mich an, wenn Du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen Deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen Dein Schickſal entdeckt; aber er iſt beſtraft, der Verräther. Sie ſind gekommen, dieſe Unglücklichen, mit Heereskraft, Dich aus meiner Hand zu reißen; aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde. — Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. — Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, Dein



Schicksal ist entschieden! Schlaf' so lange, als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen! — Flugs schob er die alabasterne Tafel zurecht, und der magische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers derselben aus diesem Todtenschlafe erweckt. Aber ich begreif's nicht, durch welche Macht Ihr diese That habt ausrichten mögen und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben sein; Ihr würdet sonst an seinem Talisman ungestraft Euch nicht haben vergreifen dürfen." —

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: der Unhold war mit seinen Sorben in's Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feengeschlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Septhen-Königin Tomyris, seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmen-Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie magische Waffen gab, welchen die Passauer Kunst nicht widerstand.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäher waren, nahm sie das groß Wunder; denn sie vermerkte nun, daß Zorne-

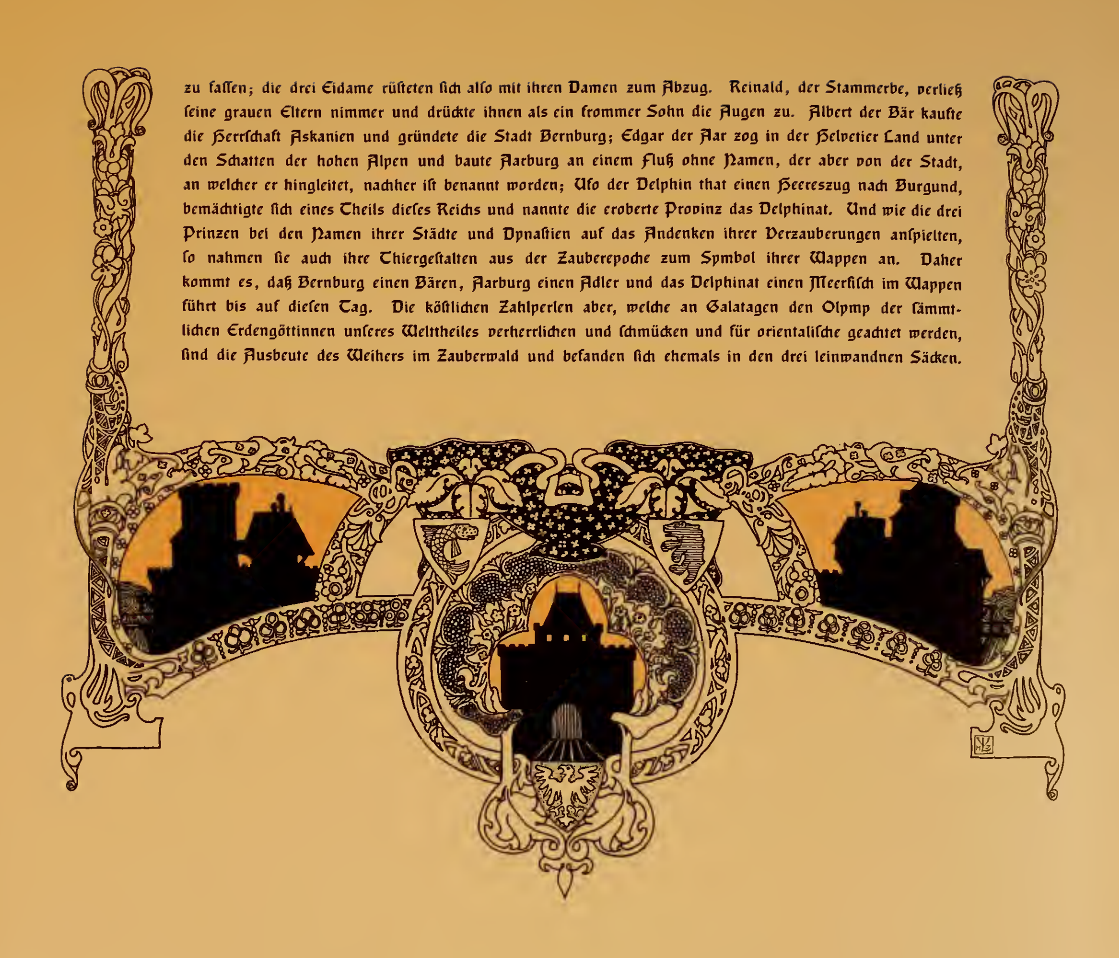


bock's Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sei. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden, da erhob sich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeschrei; bald darauf brachen drei Geschwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöst. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudenbezeigungen verließ der Zug der Entzauberten die schaudervolle Einöde und begab sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach der Residenz des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr und fühlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinald's Exequien zu feiern; aber schneller konnte weiland der täuschende Nicolini seinen pantomimischen Schauplatz nicht wandeln, als in der Residenz des Grafen bei dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Brust seine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegen streckte und ihm beim Empfang die silberfarbenen Locken zauste. Unter allen Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr zeichnete sich Reinald's Beilager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechselungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte; auch war die Residenz des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem



zu fallen; die drei Eidame rüsteten sich also mit ihren Damen zum Abzug. Reinald, der Stammerbe, verließ seine grauen Eltern nimmer und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und baute Aarburg an einem Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher ist benannt worden; Ufo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynastien auf das Andenken ihrer Verzauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen Bären, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfisch im Wappen führt bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olymp der sämmtlichen Erdengöttinnen unseres Welttheiles verherrlichen und schmücken und für orientalische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden sich ehemals in den drei leinwandnen Säcken.





HYL
VERLAG·VON·J·A·STARGARDT
Gedruckt·in·der·Reichsdruckerei
BERLIN











